

Christa Wolf – *Ein Tag im Jahr*

(2003, estratto)

Genere: narrativa - annotazioni diaristiche

Il testo si compone di 41 capitoli, in ognuno dei quali sono riportati i pensieri annotati dall'autrice nello stesso giorno – il 27 settembre – dal 1960 al 2000. Spunto per la stesura di quest'opera è l'invito rivolto nel 1960 a vari scrittori dalla rivista sovietica «Iswestija» a mettere per iscritto le proprie esperienze relative al giorno 27 settembre. L'allora ancora sconosciuta Christa Wolf segue questo appello, ma non si limita ad annotare gli appunti relativi al 1960 e continua negli anni seguenti a sfruttare l'idea originaria per redigere, con cadenza regolare e tramite brani più o meno lunghi, una sorta di diario che copre ben quattro decenni della sua storia personale, così come di quella del suo Paese, la DDR. Tratto distintivo del testo è infatti la mistione fra avvenimenti che scandiscono la quotidianità dell'autrice, riflessioni di carattere privato sulla sua vita e i suoi successi letterari, sul rapporto con i vari membri della sua famiglia e altre personalità del campo letterario tedesco, e il confronto diretto e serrato con quella storia – in particolare quella della Germania Orientale – che fluisce incessantemente sotto gli occhi di Wolf e che viene commentata qui in maniera intima, soffermandosi su eventi chiave come la costruzione del Muro, la *Ausbürgerung* di Biermann e infine il crollo della Repubblica Democratica, l'inizio di una nuova Germania e, in particolare, il fallimento di quell'utopia socialista di cui l'autrice è sempre stata convinta sostenitrice. Si propone qui un estratto delle annotazioni del 27 settembre 1990, in cui la scrittrice ricorda, dalla sua prospettiva e senza nominarli in maniera esplicita, gli eventi significativi che hanno contrassegnato l'anno passato e che hanno profondamente scosso la coscienza di Wolf così come la vita quotidiana dei cittadini della ormai quasi ex DDR.

Alessandra Goggio

Donnerstag, 27. September 1990

Berlin, Amalienpark

Wieder ein »Tag des Jahres«, zum dreißigsten Mal. Ohne den Hinweis im Kalender hätte ich nicht daran gedacht, welche Pflicht mir heute zufällt. Bin versucht, dieses Projekt abbrechen, aus einer tiefer sitzenden Hemmung heraus als aus der gewöhnlichen Unlust. Ich sitze also seit einer halben Stunde untätig vor dem Blatt, auf dem ich mir Notizen machen will. Ich weiß ja seit langem, woran es liegt, wenn ich »blockiert« bin: Ein Widerstand gegen Einsichten, die zu nahe an mich herangehen würden, läßt sich noch nicht auflösen. Natürlich, die Rituale lassen sich immer beschreiben: aufstehen, frühstücken, Tee trinken, in der Zeitung blättern, die mich zu meiner Überraschung gar nicht interessiert, so daß ich jetzt schon nicht mehr weiß, was ich gelesen habe. Nur erscheinen mir diese Rituale in einer Zeit, da alles sonst »aus den Fugen« geht, als gar zu nichtssagend. Das Wetter findet immer statt,

heute also bedeckt, aber noch nicht kalt. Die Sonne, lese ich im Kalender, ist um 5.54 Uhr aufgegangen, um 17.48 Uhr wird sie untergehen, dafür wird schon um 14.50 Uhr der Mond auf- und um 22.05 Uhr wieder untergehen. Jetzt ist es 10.30 Uhr, und ich wundere mich wie fast jeden Morgen, welche vorgeschobenen Tätigkeiten ich mir erfinde, wenn ich nicht an den Schreibtisch will.

Eigentlich wäre es schade, diese Protokoll-Serie, die ich mir an dem heutigen Tag seit 1960 auferlege, jetzt einfach aufzugeben, weil – ja, warum eigentlich? Weil die Zeit sich grundlegend geändert hat? Weil mein Standort in dieser »neuen« Zeit zu unbestimmt ist, um ihn in Worte fassen zu können? So unbestimmt, daß ich aufhören könnte, meiner Berufspflicht nachzugehen? Und die wäre? Doch wenigstens weiter Protokoll zu führen, die Trägheit zu überwinden.

Etwas von all diesen Überlegungen sage ich Tinka, die anruft, um nachzufragen, ob wir noch »einigermaßen vollständig auf dieser Erde herumlaufen«. Sie steckt zwischen zwei Sitzungen, sie ist – wer hätte das je gedacht! – Mitarbeiterin im Staatssekretariat für Gleichstellungsfragen beim Ministerpräsidenten, der seit dem 18. März Lothar de Maizière heißt, ist selbst fassungslos über die Fähigkeiten, die sie in sich entdeckt, entfaltet mit ihrer Freundin Marina, die Staatssekretärin ist, eine Kampagne unter DDR-Frauen gegen die Wiedereinführung des Paragraphen 218 (110 000 Unterschriften!), setzt sich für die Schaffung kommunaler Frauenbeauftragter ein, hilft mit bei einem »Frauenreport«, in dem der Stand der Gleichberechtigung der Frauen in der DDR dokumentiert ist. Sie empfiehlt mir, einfach mal drüber nachzudenken, was ich im letzten Jahr Schönes erlebt habe. Ich sage: Ich denke, und mache eine etwas zu lange Pause. Sie sagt: Na zum Beispiel die Untersuchungskommission!

Na gut. Wenn es etwas »Schönes« sein soll, die Übergriffe der DDR-Sicherheitsorgane an Demonstranten in den Nächten vor dem 40. Jahrestag der DDR zu untersuchen . . . Alles ist relativ, sagt Tinka, und da hat sie ja recht. Tatsächlich erlebte ich – und nicht nur ich – in dieser Untersuchungskommission ein Paradox: So deprimierend und niederdrückend die Vorgänge waren, die vor uns ausgebreitet und von uns erkundet wurden, so ermutigend, aufbauend wurde unsere Zusammenarbeit. Ich blättere im Kalender: Fünfzehn Mal, an jedem zweiten Mittwoch, steht da: Zehn Uhr, Untersuchungskommission, Rotes Rathaus. Kein anderer der vielen Termine in diesem Jahr taucht so häufig auf. Es wurde mir zur Gewohnheit, das Auto auf dem Parkplatz hinter dem Roten Rathaus zu parken, auf inzwischen vertrauten Treppen und Wegen in den Saal zu gehen, in dem wir tagen, meinen Platz einzunehmen, die anderen, die auch inzwischen ihre Stammsitze haben, durch Handschlag oder durch Winken zu begrüßen, Notizblock und Materialien auszubreiten und mich auf die fällige Verhandlung zu konzentrieren. Schon jetzt ziehen wie in einem Film einzelne Gesichter und Gestalten an meinem inneren Auge vorbei, Generalstaatsanwalt, Polizeipräsident, Generalleutnant, Staatssicherheitsoffiziere, Polizeioffiziere, der Minister des Innern – ich denke ein knappes Jahr zurück, als auf Befehl dieser Leute die Demonstranten in den Nächten um den 7. Oktober auf Lastwagen geladen, in Polizeireviere, Garagen verbracht und dort gezwungen wurden, die Nacht über mit den Händen an der Wand und mit gespreizten Beinen zu stehen, ohne Essen und Trinken, unter Verhöhnungen und Drangsalierungen, Annette unter ihnen; wie wir sie am Sonntag vormittag zu dritt suchten, in Berlin-Mitte, bei der Generalstaatsanwaltschaft, im Polizeipräsidium; wie immer nur die schnarrenden abweisenden Stimmen aus der Sprechanlage kamen; wie das Innere von Berlin einer belagerten Stadt glich und ich dachte: Jetzt zeigt die Macht ihr wahres Gesicht. Ich muß mich nur an diesen

Morgen erinnern, um jedes Mitgefühl für die Vertreter dieser Macht im Keim zu ersticken, die bei den Befragungen, denen sie sich höchst widerwillig unterwerfen müssen, natürlich ausweichen, lügen, sich nicht erinnern, für nichts verantwortlich sind und keine Nachdenklichkeit, kein Bedauern zeigen. Für sie war es darum gegangen, eine Konterrevolution im Keim zu ersticken. Glaubten sie das wirklich?

Nun kenne ich ja Funktionäre – eine Berufsbezeichnung, die schon an und für sich entlarvend ist –, habe erlebt, wer sich in welchen Funktionen halten konnte, wer ausgeschieden wurde, bis wir zu dem Schluß kommen mußten: Wer nach oben kommt und sich dort hält, gehört zu einer negativen Auslese. Aber die »Funktionsträger« in der Polizei, der Armee, der Staatssicherheit kannte ich bisher nicht; sie hatten, ob sie nun mit oder ohne Uniform vor uns standen, Beton in den Adern und, wie ich fürchte, auch in den Gehirnwindungen. Alles war verstopft, da war kein Reinkommen mit ihnen fremden, das heißt verdächtigen Gedanken und Gefühlen. Oft fuhr ich nach den Sitzungen selber wie versteinert nach Hause.

Wie anders dagegen die meist jungen Leute, die demonstriert hatten und als Zeugen für die Übergriffe der Befehlsempfänger jener anderen zu uns kamen oder von uns besucht wurden: in sehr schlichten, manchmal ärmlichen unaufgeräumten Wohnungen, einmal stolperte ich im Dunkeln durch eine Laubenkolonie, und nie konnte man zweifeln: Was sie, oft unbeholfen, aussagten, war wahr; nie versuchte einer oder eine sich aufzuspielen, etwa nachträglich eine Heldenpose einzunehmen. Aber wir wollten doch bloß..., sagten viele, immer noch fassungslos über die Härte, mit der die Staatsmacht gegen sie vorgegangen war, der sie doch »bloß« einige Selbstverständlichkeiten abringen wollten. Und der sie, als größte Provokation, zugerufen hatten: Wir bleiben hier!

Oft dachte ich: Dies mitzerleben ist nicht hoch genug zu schätzen. Dafür hat es sich gelohnt, hiergeblieben zu sein: Die unverfälschte, pure, schmerzhaft Realität. Oft, oft sage ich mir: Vergi   das nicht! Vergi   nicht, wie sich aus einer größeren, heterogenen Anzahl von Menschen – alles keine Fachleute, nicht vorbereitet auf die Arbeiten, die ihnen zufallen würden, die meisten einander fremd, nicht ohne Mißtrauen gegen einzelne unter ihnen, verbunden »nur« durch eine starke Empörung gegenüber dem, was da in ihrem Land geschehen war, und die Überzeugung, daß die Schuldigen dafür gefunden und bestraft werden müßten –, wie sich aus einer solchen Ansammlung eine arbeitsfähige Gruppe entwickelte, mit einer durchdachten Infrastruktur, mit Arbeitsteilung, Disziplin und, je länger je mehr, mit einer erstaunlichen Kompetenz, die einzelne sich auf bestimmten Gebieten erwarben.

Und, was mir vielleicht am wichtigsten war: arbeitend in freundschaftlichem Geist. Wir lernten uns kennen. Vorurteile schmolzen weg. Eine Atmosphäre von gegenseitigem Vertrauen breitete sich aus, die wir dringend brauchten, um nicht in Depression zu versinken, wenn die Tatsachen und Zusammenhänge, die wir aufdeckten, uns zu stark bedrücken wollten. Oft löste ein Witz, eine sarkastische Bemerkung, die keiner mi  deutete, die Spannung. Bei beinahe jedem hätte man Verständnis finden können für eine eigene Konfliktlage, in die man vielleicht gerade geriet . . .

Dies schreibe ich so allgemein, fällt mir auf, die Benennung dieser »Konfliktlage« vermeidend. Aber ich soll mich ja an »Schönes« erinnern, das ich erlebt habe, und ich sehe, daß in diesen Monaten für mich Schönes an Schmerzliches gebunden ist. Auch umgekehrt? An Schmerzliches Schönes? Ich unterbreche diese Aufzeichnungen und gehe einkaufen. Ein milder, bedeckter Tag. Immer noch gr   en mich unbekannte Leute auf der Straße. In der Sp tverkaufsstelle Ecke Kavalierstra  e kenne ich jeden Platz für alle Waren in den Regalen,

jetzt versagt meine Orientierung manchmal wegen der neuen bunten Artikel, die zu den alten gestellt sind oder manche der alten ersetzen. Zufällig ist, kurz vor Mittag, der Laden leer, als ich an der Kasse bin. Trotzdem flüstert die Verkäuferin, als sie mich über den neuesten Stand ihrer Angelegenheiten unterrichtet: Eine westdeutsche Supermarktkette verhandle mit der HO, um diese Verkaufsstelle zu übernehmen. Wenn das nicht klappe, werde sie wohl geschlossen werden. Dann werden wir alle entlassen, sagt die Frau, sonst können vielleicht zwei von uns bleiben. Aber schon jetzt fange das Gerangel und die Heimlichtuerei unter den Kolleginnen an, jede dränge sich vor auf den möglicherweise übrigbleibenden Arbeitsplatz. So was kannten wir doch gar nicht, sagt sie. Das haben wir doch nicht gewollt! – Ich weiß ja, das ist normal, aber ich habe nicht das Herz, das der Verkäuferin zu sagen.

Wir essen Spaghetti, Tomatensoße, Salat, schweigend. Also was ist? sagt Gerd schließlich. – Ich suche das Schöne, das ich in diesem Jahr erlebt habe. – Wer will das wissen? – Tinka. – Und dir fällt nichts ein? Typisch. – Fang mal an, sage ich, und er: Ehrendoktor in Hildesheim, Ehrendoktor in Brüssel, Officier des arts et des lettres in Paris, Premio Mondello in Palermo, und die dazugehörigen Reisen durch ganz Europa . . . Ich sage: Ja, ja. Und denke – und Gerd weiß, daß ich das denke und sagt nichts mehr –: Ich meine etwas wirklich Schönes.